

# Glauben lernen in Europa

## Der Katechetische Kongreß in München

„Ich verstehe: manche können es nicht mehr hören, wenn wir von den Schwierigkeiten der Weitergabe des Glaubens heute sprechen. Es ist in wenigen Jahren geradezu ein Schlagwort unseres kirchlichen Lebens geworden.“ Diese Feststellung des Mainzer Bischofs *Karl Lehmann* in seinem Eröffnungsreferat auf dem Münchner Katechetischen Kongreß in der Pfingstwoche läßt sich für die katholische Kirche in der Bundesrepublik mühelos belegen: Man denke nur an die Rottenburger Diözesansynode, die unter dem Generalthema „Weitergabe des Glaubens an die kommende Generation“ stand, an den Katholischen Erwachsenenkatechismus der Deutschen Bischofskonferenz, der ein Instrument im Prozeß der Glaubensvermittlung sein soll, an zahlreiche Verlautbarungen und Veröffentlichungen, die von der Tradierungskrise des Glaubens bzw. von der Notwendigkeit einer neuen Evangelisierung handeln. Auch die für 1988 geplante gemeinsame Studientagung von Deutscher Bischofskonferenz und Zentralkomitee der deutschen Katholiken wird sich mit der Frage der Glaubensweitergabe befassen.

Der Katechetische Kongreß griff mit seinem Motto „In vielen Sprachen einmütig. Glauben lernen in Europa“ aber mit gutem Grund über den deutschen Horizont hinaus. Tatsächlich stehen in *vielen europäischen Ortskirchen* die Themen Glaubensweitergabe und Evangelisierung derzeit weit oben auf der Tagesordnung. Das hat nicht zuletzt das Symposium des Rats der Europäischen Bischofskonferenzen vom Herbst 1985 über „Säkularisierung und Evangelisierung in Europa“ (vgl. HK, November 1985, 502–504) gezeigt. So gut wie überall fragt man sich inwieweit die bestehenden Institutionen, Strukturen und Orte der Glaubensvermittlung (Schule, Gemeinde, Familie, Verbände, Bewegungen) den gegenwärtigen Herausforderungen noch entsprechen können bzw. welche neuen Wege einzuschlagen wären. Vielerorts zeigen sich dabei Spannungen zwischen denjenigen, die den Akzent bei der Glaubensweitergabe vor allem auf Systematik und Vollständigkeit der Glaubensinhalte und auf Hinführung zur ausdrücklichen kirchlichen Praxis legen und denjenigen, denen es zunächst auf die Nähe zur Lebenssituation der zu evangelisierenden Menschen ankommt.

## Anknüpfung an den Freiburger Erfolg

Die Öffnung auf die katechetischen Strukturen und Probleme anderer europäischer Ortskirchen unterschied den Münchner Kongreß, zu dem vom 8. bis 11. Juni etwa 2200 Religionslehrer, Gemeinde- und Pastoralreferenten, Mitarbeiter in der kirchlichen Jugendarbeit und Priester zusammenkamen, von seinem vier Jahre zurückliegenden Freiburger Vorgänger (vgl. HK, Juli 1983, 298–301). Mit dem *Freiburger Katechetischen Kongreß* von

1983 unter dem Thema „Miteinander glauben lernen – in Gemeinde, Familie, Schule“ verband sich vor allem die Absicht, dem Auseinanderdriften und den gegenseitigen Schuldzuweisungen zwischen den verschiedenen Feldern der Glaubensvermittlung in der deutschen Kirche (Religionsunterricht, Gemeindekatechese, Jugendarbeit, Kindergärten) entgegenzuwirken und im direkten Gespräch und Erfahrungsaustausch die gemeinsame Verantwortung für die Weitergabe des Glaubens bewußt zu machen. Das Freiburger Experiment gelang in einem Maß, das auch die Veranstalter (neben dem Deutschen Katecheten-Verein waren als weitere Träger die Bundeskonferenz der Katholischen Religionslehrerverbände, der Deutsche Caritasverband und das Pädagogisch-Katechetische Seminar der Freiburger Theologischen Fakultät beteiligt) überraschte: Es kam zu lebendigen und offenen Gesprächen über persönliche Erfahrungen mit dem Glauben, über Chancen und Schwierigkeiten in Religionsunterricht und Katechese, über Mängel in der Zusammenarbeit von Pfarrern, Religionslehrern, Mitarbeitern in der Gemeindekatechese.

Daß angesichts der durchweg positiven Reaktionen auf den Katechetischen Kongreß vielfach der Wunsch nach einer weiteren Veranstaltung dieser Art aufkam, nimmt nicht Wunder. Den äußeren Anlaß für den Münchner Kongreß bot jetzt das *hundertjährige Bestehen des Deutschen Katecheten-Vereins*, der 1887 in der bayrischen Metropole gegründet wurde. Die „Geburtstagsfeier“ des DKV war Teil des Kongresses. Auch das Münchner Treffen bot den Teilnehmern Gelegenheit, ihre persönlichen Glaubenswege und ihre Motivationen für die Glaubensweitergabe zu artikulieren; allerdings war im Unterschied zu Freiburg der Arbeit in Kleingruppen diesmal nur ein Nachmittag eingeräumt. In den Gesprächen kamen, wie der Vorsitzende des Katecheten-Vereins, *Karl Heinz Schmitt*, am letzten Tag des Kongresses resümierte, viel Angst und Enttäuschung zur Sprache. Es habe sich für viele als hilfreich erwiesen, bei dieser Gelegenheit ihr Leiden an der Kirche, an ihrer konkreten Gemeinde, an Pfarrern, an den Strukturen der Schule, dem Desinteresse der Schüler und den eigenen Unzulänglichkeiten entdecken und erzählen zu können.

Wie schon vor vier Jahren in Freiburg bildete auch in München die Arbeit in *Fachgruppen* einen weiteren Programmschwerpunkt. Das Spektrum der Angebote war sehr breit: Unter dem Gesamtthema „Neue Wege der Glaubensvermittlung“ konnte man sich über Möglichkeiten der Arbeit mit zeitgenössischer Kunst in der Glaubensvermittlung informieren oder sich in den liturgischen Tanz einüben. Über Fragen der Schulseelsorge wurde ebenso gesprochen wie über die Erneuerung des Katechumenats. Eine Fachgruppe beschäftigte sich mit der Jugendkatechese in Europa, wobei Erfahrungen aus

Frankreich oder Belgien ebenso eingebracht wurden wie die Situation in Polen oder Jugoslawien.

Insgesamt kam fast ein Viertel der Kongreßteilnehmer aus dem europäischen und (allerdings nur einige wenige) aus dem außereuropäischen Ausland. So gut wie alle europäischen Länder waren mit kleineren oder größeren Delegationen vertreten (von den sozialistischen Ländern die DDR, Polen, Ungarn und Jugoslawien), vielfach auch durch die jeweiligen nationalen Beauftragten für die Katechese. In Statements ausländischer Experten im Plenum wie in ihren Beiträgen in den Fachgruppen wurden die beträchtlichen Unterschiede der katechetischen Strukturen der einzelnen Länder ebenso deutlich wie die gemeinsamen Herausforderungen, vor denen die Kirche in Europa beim Versuch der Glaubensweitergabe heute steht.

## In Europa überall auf der Suche

Der römische Katechetikprofessor *Cesare Bissoli* skizzierte den „katechetischen Frühling“ in *Italien* unter dem Einfluß des Zweiten Vatikanums und wies gleichzeitig auf die noch zu bewältigenden Aufgaben und Schwierigkeiten dieses Aufbruchs hin: Es brauche eine Katechese, die evangelisierend-missionarisch sei, weil viele Italiener nicht mehr wüßten, was Christsein bedeute; die Katechese müsse die unterschiedlichen Stufen auf dem Glaubensweg berücksichtigen: Christliche Initiation und ständige Weiterbildung im Glauben, erstes Kennenlernen und Vertiefung. In Italien ist seit 1983 eine umfassende „Verifikation“ der Katechese im Gang: Die Katechismen für die verschiedenen Altersstufen werden revidiert, das katechetische Basisdokument von 1970 wird fortgeschrieben. In Rom ist für das Frühjahr 1988 ein italienischer katechetischer Kongreß geplant.

In den *Niederlanden*, so *Jules Jansen*, der Vorsitzende des Nationalrats für die Katechese, steht man vor dem Problem, die Gemeindekatechese zu reaktivieren, nachdem die katholischen Schulen, denen in den Niederlanden in den letzten Jahrzehnten die katechetische Aufgabe fast ausschließlich anvertraut war, diese Ausgabe aufgrund ihrer weitgehenden Säkularisierung nicht mehr leisten können. Für die katholischen Schulen müßten neue Grundlagen für einen Religionsunterricht entwickelt werden, der von der Solidarität mit den Lebensfragen der Schüler aus an die christliche Botschaft herantührt; gleichzeitig müsse man die katechetische Ausbildung der ehrenamtlichen Mitarbeiter in den Pfarrgemeinden und Gemeindegruppen fördern.

Ein realistisches Bild der katechetischen Situation in *Frankreich* zeichnete *Stanislas Lalanne*: Die Katechese stehe in Gefahr, immer mehr den sozialen Bezug zu verlieren, zum gesellschaftlichen Randphänomen zu werden; wichtig sei die Bemühung um „katechetische Orte“, an denen der Glaube nicht nur vermittelt, sondern auch gemeinschaftlich gelebt werde. Gerade angesichts der großen Zahl ehrenamtlicher Katecheten in Frankreich sei

deren Aus- und Weiterbildung von entscheidender Bedeutung. In einem Bericht zur Lage der Katechese in *Jugoslawien* nannte Prof. *Josip Baričević* (Zagreb) als wichtigste Aufgabe die Intensivierung der Erwachsenenkatechese und die Behebung des Mangels an gläubig und fachlich qualifizierten Glaubensbegleitern, besonders unter den Laien. Eine neue Evangelisierung und eine neue Katechese könnten nur als wirkliche Einführung in den Glauben und das Leben der christlichen Gemeinschaft verstanden und realisiert werden. Auch in Jugoslawien sei für die Kirche die Zeit gekommen, in der eine radikale Umorientierung der gesamten pastoralen Tätigkeit und vieler Lebensformen der christlichen Gemeinden im Interesse der Katechese an und mit Erwachsenen vorgenommen werden müsse.

Im Blick auf die Verhältnisse in der deutschen Kirche würdigte Bischof Karl Lehmann in seinem Eröffnungsreferat die *positiven Möglichkeiten* der einzelnen „Lernorte“ des Glaubens: Familie, Kindergarten, Familienkreise, Gemeindekatechese, kirchliche Jugendarbeit, Erwachsenenbildung, schulischer Religionsunterricht. Grundsätzlich könne in jedem Lernort eine fruchtbare Arbeit im Sinne der Weitergabe des Glaubens geleistet werden; die Eigenständigkeit der einzelnen Zugänge zum Glauben müsse als Chance gewahrt werden. Gleichzeitig plädierte er für mehr personale Kommunikation und sachliche Kooperation zwischen den einzelnen Sparten der Glaubensvermittlung: „Wie soll der junge Mensch die Einheit des Glaubens in der Vielfalt der Lernorte finden, wenn er sie nicht auch schon bei jenen findet, die ihn in diesen Glauben einführen?“

## Was heißt Inkulturation des Glaubens für uns?

Es fehle, so der Mainzer Bischof, vor allem an der *lebendigen Integration aller Lernorte* und ihrer Dienste im Lebensraum Gemeinde. Sie müsse der umfassende Lebensraum sein, „in dem alle Monologe zueinander aufgebrochen und Brückenschläge zwischen sich verselbständigenden Bereichen versucht werden“. Lehmann verband sein Plädoyer für die Gemeinde als Sozialform des christlichen Glaubens allerdings mit dem Hinweis auf die Übergangs- und Umbruchsituation, in der sich die Gemeinden gegenwärtig befänden. Im Blick auf die angezielte Gestalt einer erneuerten Gemeinde beließ er es bei vorsichtigen Andeutungen, etwa zum Verhältnis der Gemeinde zu den Gruppen und geistlichen Gemeinschaften: Gemeinde müsse auch künftig von kleinen lebendigen Gemeinschaften getragen sein; diese dürften sich aber nicht sekten- und konventikelhaft abschließen, sondern „sich bei allem notwendigen Eigenleben wieder auf die ganze Gemeinde hin öffnen und ihre Erfahrungen dem Ganzen zur Verfügung stellen.“

Der Titel des Einführungsreferats von Bischof Lehmann „Glauben lernen, wo der Glaube lebt“ hätte als Motto über dem ganzen Münchner Kongreß stehen können. In

der Einladung hatte DKV-Vorsitzender Schmitt als Perspektiven für das Münchner Treffen formuliert: „Was kann in Familie, Gemeindegottesdienst und Religionsunterricht an christlicher Lebensart erlebbar werden? Oder kann hier nur interpretiert werden, was eben in christlichen Gemeinden gehofft, geliebt und geglaubt wird? Sind unsere Gemeinden solche Gemeinschaften, Lernorte des Glaubens oder, wie manche eher vermuten, ‚Verlernorte‘ des Glaubens?“ Was sich schon in Freiburg zeigte, wo es mehr um das Neben- und Miteinander der verschiedenen Orte der Glaubensvermittlung ging, ist auf dem Münchner Kongreß noch stärker deutlich geworden: Die Frage nach Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Glaubensweitergabe heute läßt sich nicht isoliert stellen und schon gar nicht beantworten. Sie verweist vielmehr auf die *Grundfrage*, welche Zukunftschancen der christliche Glaube in Europa hat, wie er heute überzeugend und ausstrahlungskräftig gelebt werden kann, welche Sozialform dafür die angemessenste ist. Nicht nur die Weitergabe des Glaubens mit den Wegen und Instanzen der Vermittlung, sondern der Glaube selbst stehe in Frage, formulierte der Mainzer Bischof in seinem Münchner Referat.

Es gehört zu den Charakteristika der kirchlichen Situation in der Bundesrepublik, aber auch in anderen europäischen Ländern, daß sich bei der Frage nach lebendigem Glaubenszeugnis und erneuerter kirchlicher Gemeinschaft der Blick vielfach zuerst auf die Kirchen der Dritten Welt, vor allem auf Lateinamerika richtet, auch wenn sich inzwischen weitgehend herumgesprochen hat, daß sich die „vorrangige Option für die Armen“ oder die Basisgemeinden nicht einfach auf mittel- und westeuropäische Verhältnisse übertragen lassen. Auf dem Katechetischen Kongreß fiel es dem durch seine Bücher über den Aufbruch der Kirche in der Dritten Welt bekanntgewordenen Schweizer Missionstheologen *Walbert Buhlmann* zu, Impulse aus den Jungen Kirchen für das Christsein in Europa aufzuzeigen. Buhlmann tat das holzschnittartig und teilweise zu sehr vereinfachend, fand aber wohl gerade deshalb bei den Teilnehmern des Kongresses viel Zustimmung.

Seine Hauptthesen: Die europäischen Christen könnten von der Kirche Lateinamerikas lernen, daß der Glaube getan werden muß, von Afrika, daß der Glaube auch bei uns neu inkulturiert werden muß, vom Dialog der asiatischen Ortskirchen mit den Religionen, daß die Welt vom Glauben her gedeutet werden muß: „Glauben heißt ja nicht, abstrakte Worte und Formeln annehmen, sondern den letzten Sinn des ganzen Weltgeschehens deuten, die ganze Welt gehalten wissen in der Hand des geheimnisvollen Gottes.“ Auf die eigentlichen Probleme, die sich aus dem Programm einer „Inkulturation“ des Glaubens im nachchristlichen Europa oder eine „Option für die Armen“ unter unseren Lebensverhältnissen ergeben, ließ sich Buhlmann in seinem Referat nicht ein. Für viele Teilnehmer war offensichtlich vor allem der ermunternde, positive Grundton seiner Ausführungen wichtig:

Es werde zuviel von den Krisen der Kirche geredet und zu wenig von ihren Chancen. „Die Lage der Kirche ist keineswegs hoffnungslos, solange wir nicht hoffnungslos sind.“

Um einen hoffnungsvollen, aber gleichzeitig auch realistischen Ausblick bemühte sich Karl Heinz Schmitt in seinem Schlußreferat: Der DKV-Vorsitzende stellte die gestörten Beziehungen vieler Menschen zu sich selbst, zu ihren Mitmenschen und zur ihnen anvertrauten Schöpfung als die für Europa charakteristische Lebensnot heraus, auf die die christliche Botschaft mit ihrer Heilkraft Antwort geben müsse. Das gelebte Zeugnis, das sich zunächst in Anteilnahme und Solidarität äußere, sei vielleicht die erste und entscheidende Etappe der Evangelisierung unter den gegenwärtigen Bedingungen: „Menschen müssen erleben, daß man in wahren Austausch mit ihnen lebt, daß man ein Stück ihrer Lebenssituation teilt.“ Unter dieser Perspektive, so Schmitt, müßten noch einmal freimütig die bisherigen kirchlichen und schulischen Einrichtungen und Formen christlicher Erziehung kritisch hinterfragt werden. Es wäre gerade für die Bundesrepublik an der Zeit, angstfrei und freimütig über Chancen und Grenzen des Religionsunterrichts im Prozeß der Evangelisierung nachzudenken. Für die Gemeindegottesdienste ergebe sich eine „notwendige Neuorientierung auf die Katechese mit Erwachsenen und ein Abschied von einer jahrgangsweisen Erfassung in der Kinderkatechese aus Anlaß der Hinführung zu den Sakramenten.“ Man werde immer weniger davon ausgehen können, daß sich ganze Familien auf den Weg der Evangelisierung begäben bzw. dazu bewegt werden könnten.

## Der Austausch muß weitergehen

Grundlegende und umfassende strukturelle Veränderungen auf dem Feld der Glaubensweitergabe sind in den nächsten Jahren in der Kirche der Bundesrepublik kaum zu erwarten. Es wäre ja auch unklug, vorschnell entweder ein bewährtes Instrument wie den Religionsunterricht aufs Abstellgleis zu schieben oder die inzwischen entstandenen Formen der Sakramentalkatechese schon wieder fallenzulassen. Um die kritische Überprüfung unter der Leitperspektive Evangelisierung wird man allerdings schwerlich herumkommen. Daneben steht auch die Frage, ob die gegenwärtigen Pfarrgemeinden sich in absehbarer Zeit in die immer wieder beschworenen eigenverantwortlichen Gemeinden entschiedener Christen transformieren werden, im Raum. Auch etliche Teilprobleme im Bereich Katechese werden in Zukunft nochmals angegangen werden müssen: So zeigte sich in München, daß in mehreren europäischen Ortskirchen vielfach ein *höheres Firmalter* angestrebt wird. Angesichts der Erfahrungen mit der Firmkatechese hierzulande wird sich die Frage nach dem angemessenen Firmalter bzw. nach der Bedeutung dieses Sakraments auch bei uns neu stellen.

Abzuwarten bleibt auch, ob die notwendige Überprüfung

der Formen und Strukturen der Glaubensweitergabe, wie sie fast überall in Europa im Gange ist, von kirchenamtlicher Seite den nötigen Spielraum behält. So befürchtet man etwa in Italien – entsprechende Sorgen wurden von italienischen Teilnehmern in München geäußert –, daß die nachkonziliare Neuorientierung der Katechese zugunsten von Strömungen zurückgedrängt werden könnte, denen es vor allem auf die „gesunde Lehre“ und auf eine möglichst vollständige und systematische Darlegung der kirchlichen Doktrin ankommt.

Der Freiburger Katechetische Kongreß von 1983 hatte offenbar vielerorts das erfreuliche Ergebnis, daß sich das Gespräch „vor Ort“ zwischen Religionslehrern, Pfarrern,

Pastoral- und Gemeindeferenten und Kindergärtnerinnen intensiviert hat, daß da und dort Barrieren zwischen den einzelnen Lernorten des Glaubens abgebaut werden konnten. Nach München käme es vor allem darauf an, den Austausch auf dem Feld der Katechese zwischen den europäischen Ortskirchen weiter auszubauen. Das gilt zumal dort, wo dieser Austausch bisher nur mühsam vorangekommen ist, etwa im Verhältnis von französischer und deutscher Katechese. Die Zusammenarbeit der europäischen Bischofskonferenzen hinge weitgehend in der Luft, fände sie nicht ihre Entsprechung und Bestärkung in den verschiedenen Bereichen des kirchlichen Lebens.

Ulrich Rub

## „Maria steht für das wahre Menschsein Jesu“

Ein Gespräch mit Wolfgang Beinert über Marienfrömmigkeit und Mariologie

*Maria, Mutter der Kirche, Urbild der Glaubenden, Symbol der Befreiung, Zuflucht der Sünder; der marianischen Titel alter und neuer Prägung gibt es viele. Was besagen sie? Wo führen sie zu Fehldeutungen nicht nur Marias, sondern der christlichen Glaubensstruktur? Wie läßt sich Marienverehrung frömmigkeitlich einordnen und ökumenisch „übersetzen“? Und was bedeuten außerkirchliche Hinwendungen zu Maria oder solche, die sich quer zum kirchlichen Glauben abspielen? Darüber sprachen wir mit Professor Wolfgang Beinert, Regensburg. Die Fragen stellte Ulrich Rub.*

**HK:** Herr Professor Beinert, unlängst bin ich bei einer evangelischen Theologin auf die Äußerung gestoßen, mit der Mariologie und speziell mit dem eben begonnenen „Marianischen Jahr“ könne sie nichts anfangen, aber eine stille Liebe zu Maria hege sie schon. Mir scheint dieser Satz für das gegenwärtige Spektrum der Einstellungen zu Maria auch im Katholizismus nicht untypisch zu sein. Beträchtliche Schwierigkeiten mit der herkömmlichen Marienlehre und -frömmigkeit sind ebenso zu registrieren wie ein neues Interesse an Maria, das in sehr verschiedenen Facetten schillert. Wie ist das zu verstehen?

**Beinert:** Ich kann Ihre Situationsschilderung zunächst nur bestätigen. Auf der einen Seite treffe ich auf große Skepsis gegenüber den theologischen Aussagen über Maria. So haben außerordentlich viele engagierte Katholiken – um es ganz vorsichtig auszudrücken – ein sehr distanzierendes Verhältnis zu den marianischen Dogmen, und hier wieder besonders zur Jungfrauengeburt. Es wird nach meinen Beobachtungen immer schwerer, die Lebens- und Glaubensbedeutung gerade dieses Dogmas zu vermitteln, das auf die alte Christenheit zurückgeht, in den Glaubensbekenntnissen steht und zum Grundbestand christlicher Glaubensreflexion gehört. Auf der anderen Seite werde ich bei Vorträgen und Gesprächen immer wieder gefragt: Können Sie uns neue Ausdrucksformen der Marienverehrung aufzeigen? Wir können mit

den alten Formeln, Gebeten, Gottesdienstformularen nichts mehr anfangen, aber wir sind auf der Suche. Das ist zweifellos ein Indiz für die neue Zuwendung zur Gestalt Marias.

„An Maria läßt sich am besten exemplifizieren, was Glauben im christlichen Sinne heißt“

**HK:** Was steckt denn dahinter? Ist die Zuwendung zu Maria vor allem Ausdruck eines emotionalen Defizits in Kirche und Lebenswelt, wie oft vermutet wird, oder sind noch andere Dinge im Spiel?

**Beinert:** Es gibt eine Definition von Georg Söll, wonach Mariologie nicht nur eine Rechenschaft über Glaubenswahrheiten ist, sondern auch die „*raisons du cœur*“, also die emotionale Seite umfaßt. Das läßt sich in dieser Form eigentlich von keiner anderen theologischen Disziplin sagen. Es würde ja niemandem einfallen, Christologie zu definieren als die Lehre über Jesus Christus als wahrer Gott und Mensch und außerdem noch als Ausdruck der Christusfrömmigkeit. Maria spielt im faktisch gelebten Glauben immer auch die Rolle des Menschen, der die emotionale Seite der Kirche verkörpert. Auf diesem Feld besteht gegenwärtig sicher ein besonders großer (Nachhol-)Bedarf. Allerdings ist das nicht der einzige Grund für das verstärkte Interesse an Maria. Es wird inzwischen wieder deutlich, daß man von Jesus Christus nicht reden kann, ohne gleichzeitig auch von Maria zu sprechen. Wenn heute eine Zuwendung zur Religion überhaupt und auch zum Christentum, wie diffus und wie verschwommen auch immer, stattfindet, dann ist es selbstverständlich, daß sich das Interesse auch auf Maria richtet. An Maria läßt sich am besten exemplifizieren, was Glauben im christlichen Sinn heißt. Das ist ja auch der tiefste Grund, weshalb sich die Christen seit Lukas